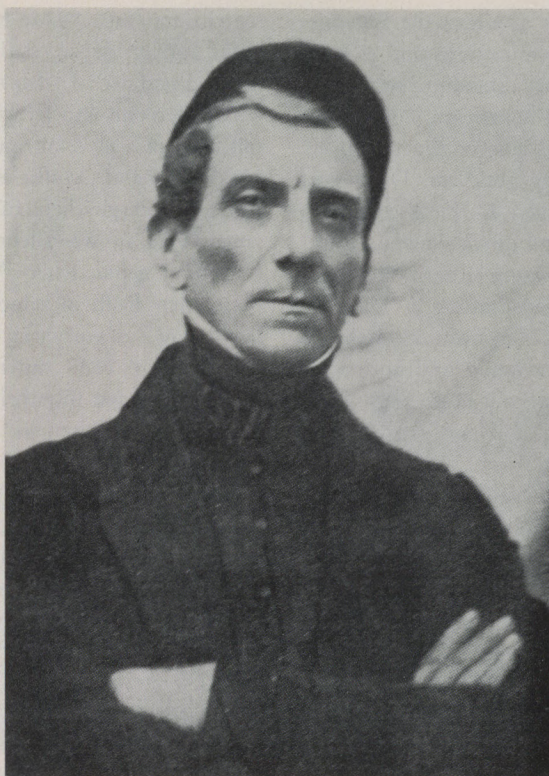




Stephan Ludwig Roth (1796–1849)

Stephan Ludwig Roth und das Schwabenland Das Wagnis einer siebenbürgisch-schwäbischen Kolonisation

Von Otto Folberth

1.

Im Frühjahr 1845 erhielt Stephan Ludwig Roth, damals evangelischer Pfarrer im entlegenen siebenbürgischen Winzerdörfchen Nimesch in der Nähe von Mediasch, einen Brief aus Wien. Dieser begann mit den Worten: „Teurer Freund! Zwei Jahre sind verflossen, seit wir, in Kronstadt vereint, einstimmig den Beschluß faßten, die Kolonisation deutscher Einwanderer ins Sachsenland ehestens ins Leben zu rufen; kostbare zwei Jahre, in denen wohl Versammlungen gehalten, ein Generalkomitee eingesetzt, Statuten entworfen wurden u. dgl. mehr, zur Hauptsache jedoch, zu den Kolonisten selbst, sind wir noch immer nicht gekommen. Und doch machen die Umstände

nunmehr ein baldiges Handeln dringend nötig. Ich teile mit mehreren für die Sache sich warm interessierenden Männern die Ansicht, daß ein einzelner Mann, der voll Eifer und guten Willens sich zu einer Reise nach Deutschland entschlösse, in der Absicht, nur einige wenige Familien zur Übersiedlung nach Siebenbürgen zu bewegen, die dann wohl ihre Bekannten und Angehörigen nach sich ziehen würden, wohl allein imstande wäre, die Sache gleich in Gang zu bringen, womit Komitee, Unkosten, Kapitalien, die ganze bürokratische Leitung und alle Auffälligkeit entfielen . . . Einen Mann, wie man ihn denn hiezuhin braucht, glaube ich in Dir, treuer Freund, gefunden zu haben. Du hast durch Deine Schriften den Eifer

für das Wohl Deines Volkes, Du hast die Entschiedenheit Deines Charakters manifestiert, und es kann Dir die Gelegenheit zu einer Handlungsweise im Sinne Deiner Grundsätze nur angenehm sein, Du besitzt hiezu alle äußeren und inneren Eigenschaften, Deine Stellung ist unabhängig gesichert, Du kannst als Pfarrer mit allen Kollegen in Deutschland in schnelle Verbindung treten und durch sie dem Unternehmen eine nachhaltige Wirkung sichern; kurz, ich finde alle erforderlichen Eigenschaften in Dir vereinigt und glaube an dem Willen nicht zweifeln zu können.“ Der mehrere Seiten lange und noch viele Details enthaltende Brief schloß mit dem Gruß „Lebe wohl, es baut felsenfest auf Dich Dein Freund Franz Conrad, kaiserl. Hofagent.“¹

Der Verfasser dieses Briefes war der Hofagent und Bevollmächtigte der Sächsischen Nation in der Siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien, jener österreichischen Zentralregierungsstelle für Siebenbürgen, von der aus damals die Geschicke des entfernten habsburgischen Kronlandes gelenkt wurden. Zum Personal der Hofkanzlei gehörten sowohl Sachsen wie auch Magyaren aus Siebenbürgen, letztere sogar in erdrückender Mehrheit. Zwischen ihnen und den Sachsen herrschte keineswegs Einmütigkeit in der von Franz Conrad in seinem Brief an St. L. Roth angeschnittenen Frage. Daß Franz Conrad dennoch in so drängender Weise Roth dafür zu bestimmen versuchte, die ihm zugedachte Aufgabe zu übernehmen, erklärt sich daraus, daß ihm die wohlwollende Einstellung des Hofes und der Regierung zum Plane einer zusätzlichen Ansiedlung deutscher Bauern in Siebenbürgen bekannt war. Der Kaiser selbst war ungehalten darüber, daß die Genehmigung der Statuten des bereits vor zwei Jahren im Juni 1843 unter der Ägide von Franz Conrad in Kronstadt gegründeten „Siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereins“ noch nicht erfolgt war. Denn dieser Verein sollte das Durchführungsorgan des Ansiedlungsplanes sein. Seine Statuten begannen mit dem Satz: „Der Zweck des Vereins ist die möglichste Verbesserung des Landbaues auf dem Sachsenboden vorzüglich durch Einberufung und Ansiedlung tüchtiger deutscher Landwirte.“ Gewiß war schon beim Siebenbürgischen Gubernium in Klausenburg, das die Statuten passieren mußten, von magyarischer Seite Sand in das Getriebe dieser Aktion gestreut worden.

Warum nun war Franz Conrad gerade auf St. L. Roth verfallen, diesem den Anstoß zur entscheidenden Tat noch vor Genehmigung der Vereinssatzungen zu erteilen? Dafür gab es eine ganze Reihe von Gründen. Erstens war Roth bei der Gründung des

Vereins im Juni 1843 in Kronstadt mit dabeigewesen. Alles spricht dafür, daß von diesem Tage an eine innige Freundschaft den 48jährigen Leschkircher Königsrichtersohn und jetzigen Hofagenten (geb. 1797) mit dem fast gleichaltrigen Nimescher Pfarrer (geb. 1796) verband. Mußte es denn nicht eine Genugtuung sondergleichen für Roth bedeuten, daß der angesehene, in Wien lebende sächsische Diplomat in Kronstadt genau jenen Plan zur Diskussion gestellt hatte, den Roth in seiner dörflichen Abgeschiedenheit einige Zeit vorher zu Papier gebracht und in eben diesem Jahre 1843 unter dem Titel „Wünsche und Ratschläge. Eine Bittschrift fürs Landvolk“ im Umfange von 99 Seiten in Hermannstadt veröffentlicht hatte? Darin aber hatte Roth in unmißverständlicher Weise zum Ausdruck gebracht, daß die längst rückständig gewordene siebenbürgische Landwirtschaft, in der noch das Dreifeldersystem mit unangebauter Brache, mit dem Weidezwang und der Bodenzerstückelung herrschte, schleunigst abgelöst werden müsse durch die in westlichen Ländern bereits vorteilhaft erprobten Arbeitsmethoden des Fruchtwechsels unter Einbeziehung der Brache, der Stallfütterung, des Kleeanbaus, des Zusammenlegens der zerstückelten Äcker, der Einführung von Industriepflanzen, der Obstveredlung und vieler anderer fortschrittlicher Errungenschaften auf diesem Gebiete.

Auch in zahlreichen Aufsätzen hatte sich Roth mit der Modernisierung der siebenbürgischen Landwirtschaft befaßt. Er war Landpfarrer, der wie alle seine Amtsbrüder in Siebenbürgen statt eines fixen Gehaltes in Geld den Zehnten aus den landwirtschaftlichen Erträgen seiner Kirchenkinder bezog. Es mußte ihm daran liegen, diese Erträge zu steigern. Sie konnten ja, wie die Erfahrung in Deutschland lehrte, ganz beträchtlich angehoben werden, etwa um ein Drittel und noch mehr. Aber das einzige Mittel zur Erreichung dieses Zieles bestand im Anschauungsunterricht durch bereits fortschrittliche Bauern. Dies hatte Roth in seiner Bittschrift fürs Landvolk überzeugend ausgeführt und damit auch Conrad und dessen Freundeskreis für die Idee gewonnen, mittels fortschrittlicher, aus Deutschland herzubrufender Bauern die siebenbürgisch-sächsische Landwirtschaft zu modernisieren.

Roth mußte nicht Roth gewesen sein, wenn er nach zweijährigem Warten auf die Verwirklichung seiner Idee durch den Alarmruf des Freundes nicht aufgescheucht worden wäre. Roth trifft sogleich Vorbereitungen, um der Anregung des Freundes Folge zu leisten. Er bittet seinen vorgesetzten Superintenden ten um einen Urlaub für 4 Monate und um die Erwirkung eines Passes für ihn. Er veröffentlichte in



„Ulm von Morgen.“ Lithographie von A. F. Farr nach Fehr (1836). Im Vordergrund eine „Ulmer Schachtel“, wie sie die Auswanderer bei der Fahrt auf der Donau bis Pest benutzt haben.

drei verschiedenen siebenbürgischen Zeitungen Aufsätze, in denen er Mitteilung von seinem Plane macht und alle jene sächsischen Grundbesitzer, die den Wunsch haben, ihre Landwirtschaft zu verbessern, vor allem die evangelischen Pfarrer, auffordert, ihm zwecks Vermittlung von deutschen Meiern oder Pächtern entsprechende Verträge zur Verfügung zu stellen. Denn das ist der Königsgedanke Roths bei der Durchführung dieser Unternehmung: zunächst soll durch Pachtverträge ein lockeres persönliches Verhältnis zwischen den Einheimischen und den Einwandernden zustande kommen, bis die letzteren sich im Lande genügend umgesehen haben, um eine endgültige Entscheidung treffen zu können. Überhaupt soll sich alles nach Tunlichkeit in der privaten Sphäre ohne behördlichen Eingriff und möglichst geräuschlos vollziehen. Die Zuwanderung soll, um mit Roth zu sprechen, kein Wolkenbruch, sondern ein sanfter Tauregen sein, der tief eindringt und nicht schnell verrauscht.

Von vornherein steht für Roth als Herkunftsland der Einwanderer Württemberg fest. Er kennt das Schwa-

benland seit der Zeit, da er es als Tübinger Student kreuz und quer durchwandert hat. Er kennt den Fleiß der Schwaben, ihre Geschicklichkeit, ihr rasches Sichzurechtfinden können auch in ungewohnten Verhältnissen. Er weiß, daß Klima und Bodenbeschaffenheit des Landes denjenigen Siebenbürgens ähneln. Hier wie dort baut man Wein, Obst, Getreide und Kartoffeln an. Er weiß, daß durch die Landwirtschaftliche Hochschule auf Schloß Hohenheim die württembergische Landwirtschaft dauernd fruchtbare Anregungen erfährt. Und schließlich wird, das hofft er, die Zugehörigkeit zum gleichen evangelischen Glauben die seelische Eingliederung der Schwaben auf Sachsenboden erleichtern.

2.

Am 7. August 1845 trifft St. L. Roth in Wien ein. Die letzte Reisestrecke von Pest nach Wien hat er auf einem Dampfschiff zurückgelegt. Zehn Tage verbringt er im Hause seines Freundes Franz Conrad, wo er dessen Frau, eine gebürtige Kronstädterin, so-

wie die damals 16jährige Tochter Marie des Ehepaares kennenlernt. Sofort scheint der Funke der Sympathie auch zwischen diesen weiblichen Wesen und Roth hinüber und herüber gesprungen zu sein, denn von diesem ersten zehntägigen Aufenthalt im Hause Conrads an verbindet ihn mit allen drei feingebildeten und edelgesinnten Menschen ein Seelen- und Freundschaftsbund, der die letzten, tragisch umwitterten Jahre Roths verschönern und mit manchem heimlichen Goldglanz durchsetzen sollte. Natürlich pflegt er in diesen Tagen emsige Beratungen mit den Wiener Freunden des Kolonisationsplanes aus dem Kreise um Conrad. Vor allem erfährt er, daß die Statuten des Landwirtschaftsvereins endlich durch ein Hofdekret vom 3. Juli 1845 genehmigt worden sind. Aber die Konstituierung des Vereins in Siebenbürgen und die förmliche Beschlußfassung über Roths Entsendung nach Deutschland würden noch Monate auf sich warten lassen, und Roth zwingen, seine Reise bis in den Winter hinauszuziehen. Deshalb entschließt man sich, beim Wagnis des Alleinganges Roths zu bleiben, der nun am 18. August wieder ein Dampfschiff besteigt, das ihn bis Linz bringt.

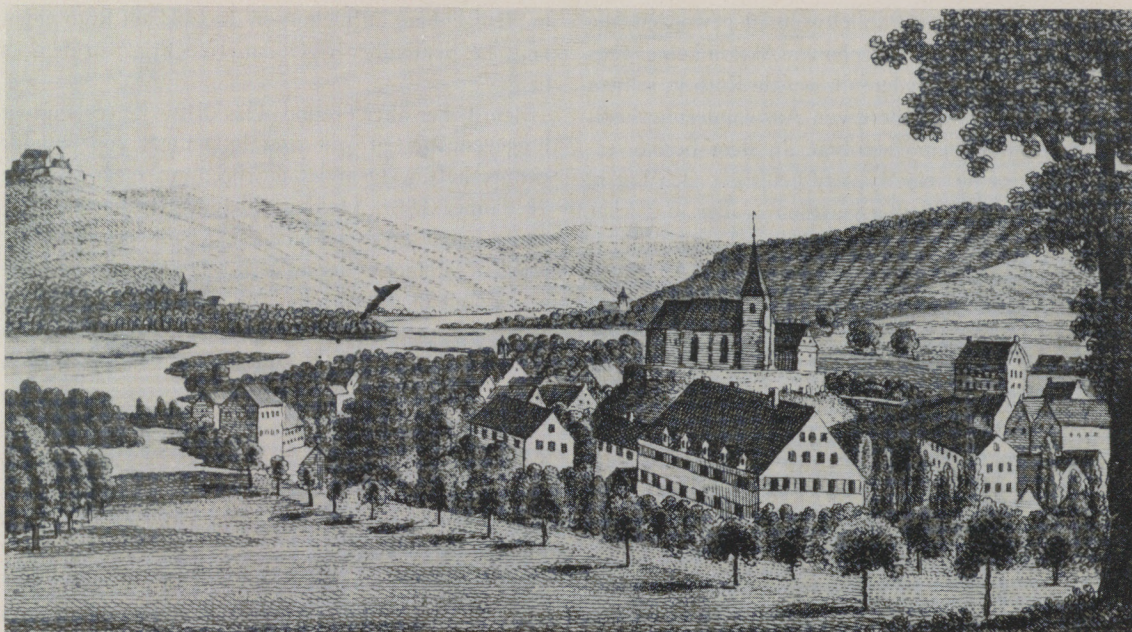
Von diesem Augenblick an führt Roth bis zu seinem Wiedereintreffen in Siebenbürgen kurz vor Weihnachten 1845 ein Tagebuch². Es unterrichtet auf das genaueste über alle seine Erlebnisse, über die zurückgelegten Wegstrecken, die dabei benützten Transportmittel, die ihm erwachsenen Spesen, über seine Unterkünfte und – was das wichtigste ist – über die täglichen Begegnungen und Gespräche. Nur die Strecke München–Augsburg hat er in der Eisenbahn zurücklegen können; sonst hat er meist Pferdefuhrwerke benutzen müssen.

Schon während der Reise von Wien bis Stuttgart machte Roth die Bekanntschaft des Hauptpastors zu St. Petri in Hamburg, D. theol. Joh. Karl Wilhelm Alt, mit Roth fast gleichaltrig. Alt befand sich auf einer Inspektionsreise zu den evang. Diaspora-Gemeinden in Österreich, über die er Anfang September auf der 4. Tagung des einige Jahre früher gegründeten Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Stuttgart berichten sollte. Die österreichischen Verhältnisse waren Roth natürlich geläufiger als dem Hamburger Hauptpastor. Außerdem hatte er die Reiseroute, die dieser zu wählen wünschte – nämlich über Wels, Gmunden, Ischl, Salzburg, München – bereits als fahrender Schüler mit dem Ziele Tübingen zu Fuß zurückgelegt. Er mag daher dem Hamburger als Reisebegleiter höchst willkommen gewesen sein. Andererseits gewann Roth durch Alt Einblick in die Arbeit und die Ziele des Gustav-Adolf-Vereins und

machte, von Alt eingeladen und betreut, die große Tagung dieses Vereins in Stuttgart mit. Er kam dabei mit einer Elite der protestantischen Geistlichkeit Deutschlands ins Gespräch und hat gewiß nicht versäumt, diese über die gefährdete Lage seiner siebenbürgischen Volks- und Glaubensgenossen im allgemeinen und über die Zwecke seiner Reise nach Württemberg im besonderen ins Bild zu setzen. Alt und Roth setzten ihre freundschaftlichen Beziehungen später brieflich fort.

Schon 10 Tage nach der Gustav-Adolf-Vereinstagung schitterte Roth in das turbulente Treiben einer anderen kirchlichen Großveranstaltung hinein, zu der Abgeordnete aus ganz Deutschland Mitte September nach Stuttgart herbeigeeilt waren, um an einer Synode des sogenannten Deutschkatholizismus teilzunehmen. Dieser Bewegung, die dem revolutionären Geist des Vormärz entsprungen war, schwebte letzten Endes der Zusammenschluß einer gereinigten katholischen Kirche mit dem Protestantismus vor. Ihr Hauptbegründer war der schlesische Theologe Johannes Ronge (1813–1887). Von diesem und seiner Gefolgschaft wurde Roth sogleich umworben; man zog ihn auch dem inneren Kreis um Ronge bei und lud ihn ein, den Triumphzug Ronges von Stuttgart nach Ulm mitzumachen, wo sich am 23. September im Münster 12 000–15 000 Menschen versammelt hatten, den „Reformator des 19. Jahrhunderts“ zu hören. Roth fuhr mit, bewahrte indes einen deutlichen inneren Abstand von der Bewegung, weil er rasch und richtig erkannt hatte, daß es ihr „an religiöser Kraft und theologischer Klarheit fehlte“. „Ich bleib Lutheraner in alle Ewigkeit“ bekennt er in diesem Zusammenhang in seinem Tagebuch. Ihm hatte der ganze Wirbel dieser Tage nur wieder den Vorteil gebracht, mit unzähligen Menschen über seinen Kolonisationsplan sprechen zu können. Außerdem war er auf diese Weise billig zu einer Fahrt nach Ulm gelangt, wo er mit der dortigen Schifferzunft über den Transport der angeworbenen Auswanderer auf der Donau bis Pest verhandelte.

Wo hatte Roth sein Standquartier aufgeschlagen, von dem aus er seine Werbeaktion leitete und zu dem er nach den zahlreichen Erkundungsfahrten durch das Schwabenland immer wieder zurückkehrte? Darüber gibt ein Brief an seinen Vater in Siebenbürgen vom 24. September Aufschluß: „Ich wohne in einem schönen Stübchen in Berg, Gasthof zur Sonne Nr. 7, von Stuttgart eine Stunde, von Cannstatt eine halbe Stunde. 20 Schritte vor mir ist die große Kochsche Badanstalt, wo ein Sauerbrunnen mit Macht aus der Erde dringt. Der Quell kommt arms-



Berg bei Cannstatt (um 1840). Nach einem Stich von A. Seyffer.

Städt. Sammlungen Stuttgart

dick in ein marmornes Becken, das wie auf einem Tische steht und sich wie ein Federbuschen aus der Röhre in der Mitte ringsum ausgießt, und nun im Becken perlt und sich durch unsichtbare Röhren verliert. Noch habe ich nur zweimal gebadet, ich komme eben nicht dazu ... Aus meinem Fenster habe ich die Aussicht auf den Neckar, der etwa 20 Schritte von meinem Hause fließt. Vor mir liegt das königliche Lustschloß Rosenstein. Von Stuttgart wird dermalen an einer Eisenbahn nach Cannstatt und von dort in Richtung nach Ulm gebaut. Unter dem Schloß Rosenstein baut man jetzt am Tunnel: es hat im Schloß keinen Riß gegeben: bald ist man damit fertig."

Der Ort Berg bei Cannstatt, gewissermaßen als strategisches Hauptquartier Roths, konnte in der Tat nicht besser gewählt sein, denn er vereinigte sowohl ländliches, die Bauern ansprechendes Milieu mit den aus der Nähe einer Großstadt erwachsenden Vorteilen. Seine genaue Lage hatte Roth in jenen „Anzeigen für Auswanderer“ öffentlich bekanntgemacht, von denen seit dem 10. September zwei im Stuttgarter „Schwäbischen Merkur“ und drei in den Spalten

des ebenfalls in Stuttgart erscheinenden Volksblattes „Der Beobachter“ aus seiner Feder erschienen waren. Darin hatte er den Zweck seiner Reise nach Württemberg genannt, hatte die Verhältnisse in seiner siebenbürgischen Heimat nüchtern und sachlich geschildert und die Vorteile angeführt, die einen deutschen Auswanderer nach Siebenbürgen im Vergleich mit Amerika erwarten: billigere und ungefährlichere Reise, Aufnahme unter Sprach- und Glaubensgenossen, Betreuung durch den Siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsverein u. dgl. Dabei lautete seine Parole: „Auswanderungen von Deutschen sind nun einmal Tatsache; ein Blinder kann sie greifen. Von dem Strome nach Amerika aber einen Arm oder ein Ärmchen nach Siebenbürgen zu leiten, halte ich für meine Privatpflicht aus Volksliebe. Mein Avertissement lautet aber nicht: Wandert aus! sondern: Wer bereits entschlossen ist, auszuwandern, komme lieber zu uns.“

Schon von der ersten Anzeige Roths im „Merkur“ brachte die Augsburgsburger „Allgemeine Zeitung“, das damalige deutsche Weltblatt, ohne Roths Zustimmung einzuholen, einen kurzen Auszug. Damit war

der Sache Roths eine Publicity zuteil geworden, die ihr als einer geräuschlos geplanten Aktion keineswegs immer genützt hat. Jedenfalls wurde Roth in seinem Gasthof zur Sonne in Berg von Auswanderungslustigen mehr und mehr bedrängt. In dem bereits erwähnten Brief an seinen Vater heißt es: „Ich bin in meinem Leben oft fleißig gewesen – aber in solcher Anstrengung habe ich noch nicht gelebt. Da gibt es mündliche Unterredungen und schriftliche Anfragen, deren Beantwortung mich halbe Tage an den Schreibtisch fesselt. Gestern schrieb ich nach Köln, Bonn, Augsburg, Waldsee antwortend usw. Ein solches Geschäft einzuleiten braucht es Zeit, ein gutes Mundwerk, geschickte Feder und eisernen Fleiß.“

Endlich, am 27. September, stellte sich Roth eine Hilfskraft in der Person eines in Tübingen studierenden sächsischen Studenten namens Peter Wolf, aus Felldorf, zur Verfügung. Er leistete Roth als Sekretär und Agent in der Einwanderungsangelegenheit wertvolle Dienste.

Zehn Tage nach dem deutsch-katholischen Konzil kam es in Roths unmittelbarer Nähe zu einer dritten Zusammenballung großer Menschenmassen, diesmal hauptsächlich bäuerlichen Schlages, gelegentlich des Cannstatter Volksfestes vom 27.–29. September. Wahrlich, nichts hätte Roth in diesem Augenblick willkommener sein können als gerade dieses Fest, das ihm mit einemmal ein Meer von Menschen vor die Türe schwemmte, aus dem er die für seine Zwecke geeignetsten Kolonisten herausfischen konnte. Überdies wurden hier die schönsten agrarischen Produkte ausgestellt, die modernsten landwirtschaftlichen Geräte nach Modellen aus Hohenheim gezeigt, die besten Viehrassen vorgeführt und preisgekrönt, es fanden Pferderennen statt, kurzum, er bekam gerade das in Hülle und Fülle zu sehen, was das Herz des Kolonisators in ihm begehrt. „Schreibe mit Wolf in einem fort“ heißt es lakonisch im Tagebuch (nämlich Kontrakte und Anweisungen für die zur Auswanderung Entschlossenen). Und im Briefe an den Vater bemerkt er im Rückblick auf die Gustav-Adolf-Vereinstagung, das deutsch-katholische Konzil und das Cannstatter Volksfest: „Diese drei Erscheinungen in einem Jahr, in einem Monat, an einem Orte wiederholen sich in einem Jahrhundert nicht.“

Wie zu erwarten, führte Roths Tätigkeit in Württemberg auch zum Wiedersehen mit einigen seiner Tübinger Studienfreunde. Zur herzlichsten Begegnung dieser Art kam es zwischen Roth und Franz Becker, der Hofprediger der evang. Fürstin Amalie von Fürstenberg geb. Prinzessin von Baden in Donaueschingen war, sich aber damals mit seiner Herrschaft

in Heiligenberg aufhielt. Von dort bekam Roth einen vom 17. September 1845 datierten Brief, in dem es heißt:

„Mein lieber alter Freund! Das dritte Jahrzehend ist hingegangen, seit wir zum letztenmal voneinander gehört haben. Dein letzter Brief an mich ist vom 23. Jänner 1821. Unübersehbar Vieles hat sich geändert; viele unserer Lieben sind heimgegangen; wir wohnen in einer anderen Welt; aber in meinem Herzen wohnt die alte, treue Anhänglichkeit an Dich. – Wie lange wurde diese Liebe und Treue geprüft. Ich fragte und forschte überall. Von einem St. L. Roth ergab sich keine Kunde. Ich betrauerte öfter Deinen frühen Hingang und damit den Verlust von einer Welt großer und edler Gedanken. Deine Briefe, Dein Andenken bewahrte ich treu. – Da war es diesem Jahre beschieden, mir Kunde von Dir zu bringen. Ich lese in der Allgemeinen Zeitung vom Pfarrer St. L. Roth, der eine Auswanderung nach Siebenbürgen den Schwaben empfiehlt, und im Schwäbischen Merkur finde ich mit Deiner Anzeige Deine Adresse. – Hier ist die alte Freundeshand, die ich Dir entgegenstrecke, durchdrungen von unnennbaren Gefühlen. Ich weiß, es geht Dir wie mir. Wir feiern ein Auferstehungsfest! – Nun – wie, wo, wann können wir uns wiedersehen? Vor allem sende mir etliche Worte! Mein Herz verlangt darnach des Wiedergefundenen mich zu versichern. – Ich sehe mit Sehnsucht einigen Worten von Dir entgegen und drücke Dich mit Innigkeit an das alte Freundesherz.“ Dieser Brief veranlaßte dann einige Wochen darauf Roth auf einer Fahrt zum Bodensee den alten Freund in Heiligenberg aufzusuchen, wo er, von diesem und dem fürstlichen Ehepaar auf das liebenswürdigste aufgenommen, zwei Rasttage (11. und 12. Oktober) einschaltete. Ins Tagebuch trug er den Satz ein: „So habe ich denn auch Hofluft geschöpft.“

3.

Es ist höchst verwunderlich, daß Roth, der keine Gelegenheit versäumte, alle Persönlichkeiten von Bedeutung aufzusuchen, ausgerechnet einen Mann links liegen ließ, zu dem sich unter allen seinen Gesprächspartnern die meisten Berührungspunkte ergeben hätten, nämlich den berühmten Nationalökonom und Politiker *Friedrich List* (1789–1846).

Schon Theodor Heuß hat sich erstaunt darüber geäußert³, daß die beiden in mancherlei Hinsicht verwandten Männer nicht bereits in Tübingen zusammengefunden hatten, wo der um wenige Jahre ältere List just in dem Zeitpunkt sein kurz bemessenes Pro-



Pferderennen beim Cannstatter Volksfest (um 1850).

Städt. Sammlungen Stuttgart

fessorium begann, als Roth dort seinem Theologiestudium oblag (1817–1818). Völlig rätselhaft aber für die gesamte St.-L.-Roth-Forschung ist es lange Zeit gewesen, daß auch im Jahre 1845 keine Begegnung zwischen List und Roth stattfand, obwohl beide gleichzeitig und völlig unabhängig voneinander Pläne entwickelt hatten und vertraten, die weitgehend miteinander übereinstimmten. Denn auch List war mit großer Entschiedenheit in Wort und Schrift dafür eingetreten, daß der starke deutsche Auswandererstrom in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Osten umgelenkt werde, „damit er nicht in das uferlose Meer der englisch-amerikanischen Rasse münde und sie zu Ungunsten der deutschen Entwicklung verstärke, sondern lieber den Donauweg und mit ihm die Balkanländer und Kleinasien in den Bereich deutscher Kultur bringe.“ Jedoch zeitigten eingehende Forschungen des Berliner Gelehrten Dr. *Gottfried Fittbogen* folgendes überraschende Ergebnis: List trat zwar in seiner Schrift „Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die Auswanderung“ vom Jahre 1842 für eine Massenauswanderung deut-

scher Menschen zunächst nach Ungarn ein, aber gleichzeitig plädierte er für eine schnelle Magyarisierung dieser Auswanderer, damit die schwache biologische Kraft des ungarischen Volkes durch den deutschen Blutzuwachs soweit gestärkt werde, daß es seine Macht bis an die Ufer des Schwarzen Meeres ausdehnen könne. Zum Danke dafür werde sich Ungarn politisch immer an Deutschland anlehnen und einen wirksamen Schutz gegen Rußland bilden. Klar, daß diese Gedanken in Ungarn mit Begeisterung aufgegriffen wurden, und daß Friedrich List, als er im Spätherbst 1844 Ungarn einen Besuch abstattete, in Preßburg und in Pest mit einem Jubel empfangen und gefeiert wurde, wie er weder früher noch später einem Deutschen je zuteil geworden ist ⁴.

Welche Schockwirkung aber mußten diese Vorfälle auf St. L. Roth ausüben! Denn hatte nicht im gleichen Jahr 1842, als List seinen utopischen, auf den heutigen Beurteiler geradezu grotesk wirkenden Plan entwarf, Roth in seiner aufsehenerregenden Schrift „Der Sprachkampf in Siebenbürgen“ die Magyarisierung der mit dem kleinen ungarischen Volk in Südost-

europa verzahnt lebenden Völkern auf das schärfste verdammt? Gleichzeitig sagte er darin als realistischer Kenner der südosteuropäischen Verhältnisse den Aufstieg des rumänischen Volkes voraus, das List in sein Bewußtsein überhaupt noch nicht aufgenommen hatte, und setzte sich für die Gleichberechtigung der Rumänen als erster nichtrumänischer Politiker von Rang ein. Seine Maxime lautete eben nicht Assimilation, Einschmelzung, Umvolkung, Verzicht auf die natürliche, gottgewollte Eigenart jedes Volkes, sondern Gleichberechtigung der Nationen, der Sprachen, der Glaubensbekenntnisse, gegenseitige Duldung und Verträglichkeit. Es ist verständlich, daß Roth keinerlei Lust verspürte, an die Tür eines Mannes – und sei er noch so berühmt – zu klopfen, der gegen diese ihm unabdingbar scheinenden Grundsätze instinktos verstieß. Im übrigen ist aus Lists Plan nichts geworden. Er selbst endete ein Jahr später, 1846, mit Selbstmord.

Und Roths Plan? Was ist aus ihm schließlich geworden? Als Roth kurz vor Weihnachten 1845 wieder heimatlichen Boden betrat, überholte er in Mühlbach zwei Wagen mit einwandernden Schwaben, die ihm bereits vorausgefahren waren. Das Gros der Einwanderer kam aber erst im Frühjahr 1846 nach, 307 Familien mit 1460 Köpfen. Leider erregte ihre Fahrt von Pest weg auf gemieteten Pferdewagen quer durch Ungarn so starkes Aufsehen, daß die magyarische Presse sofort Lärm schlug und in maßloser Übertreibung die Sache so darstellte, als „sei halb Deutschland auf den Beinen und eine neue Völkerwanderung begänne“. Roth sah sich veranlaßt, durch seinen Agenten Peter Wolf in Württemberg die weitere Einwanderung abzustoppen, dennoch wurde er der feindseligsten Absichten gegen das Magyarentum bezichtigt, wurde beschuldigt, eigenmächtig gehandelt zu haben und unter ungarischem Druck von der österreichischen Regierung im Dienstweg über das siebenbürgische Gubernium aufgefordert, sich zu rechtfertigen. Mißgünstige Volksgenossen, an denen es in solchen Fällen niemals fehlt, verhöhnten ihn als „Schwabenkönig“. Auch auf Franz Conrad prasselten Vorwürfe nieder. Er besaß den weichen Charakter und die empfindlicheren Nerven. Eines Tages, gerade während er in einem Brief an Roth den Satz zu Papier brachte, „Nichts wird, wie

ich Dich kenne, Dich vom rechten Weg abbringen . . .“, entglitt seiner Hand die Feder. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein plötzliches Ende gesetzt (15. Dezember 1846).

Auf Roth schlug das Schicksal 21½ Jahre später mit ganzer Härte zu. In den Wirren der Sturmjahre 1848/49 gelangte er vor ein ungarisches Standgericht, das ihn laut Gerichtsprotokoll zwar aus ganz anderen Gründen zum Tode verurteilte, aber unterschwellig mag in der Brust seiner Richter doch auch seine kolonisationsartige Tätigkeit zum Schuldspruch beigetragen haben. Was nun die bereits eingewanderten Schwaben anbelangt, so sind sie durch den Landwirtschaftsverein, genau wie Roth es gewünscht hatte, auf sämtliche Vereinsbezirke Südsiebenbürgens verteilt worden; sie haben sich im großen und ganzen recht gut bewährt. Sie bedeuteten keinen „Wolkenbruch“, auch keinen „sanften Tauregen“ für das Land, dazu war ihre Zahl zu klein geblieben. Aber in der weiteren Entwicklung des Landwirtschaftsvereins wirkte sich der von ihnen ausgelöste „Sonnenregen“ doch so günstig aus, daß dieser Verein 100 Jahre lang, nämlich bis 1944, dem Beginn des kommunistischen Regimes in Rumänien, der siebenbürgischen Landwirtschaft – und zwar nicht nur der sächsischen – zu einem europäischen Standard verhelfen konnte.

Der vorliegende Aufsatz fußt auf dem Festvortrag, den der Verfasser in einer Feierstunde für St. L. Roth anläßlich der 120. Wiederkehr seines Todestages, im „Weißen Saal“ des „Neuen Schlosses“ in Stuttgart am 29. März 1969, gehalten hat; sie wurde veranstaltet von der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Deutschland und dem Schwäbischen Heimatbund e. V.

Anmerkungen

¹ Die Einzelnachweise für die mitgeteilten Tatsachen finden sich in: Stephan Ludwig Roth, Gesammelte Schriften und Briefe, aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth. 7 Bände, Kronstadt-Hermannstadt-Berlin 1927–1964 (siehe im Sachregister Band VII S. 448, das Stichwort „Schwabeneinwanderung“). Vgl. auch Otto Folberth, Der Prozeß Stephan Ludwig Roth. Ein Kapitel Nationalitätengeschichte Südosteuropas im 19. Jhdt. Graz-Köln 1959. – ² Das württembergische Reisetagebuch St. L. Roths in: Ges. Schriften VI, S. 65–166. Die biographischen Daten von 152 darin verzeichneten Personen verdanke ich Georg Schmidgall. – ³ Theodor Heuss, Schattenbeschwörung, Randfiguren der Geschichte, Tübingen 1947, S. 192. – ⁴ Gottfried Fittbogen, Friedrich List in Ungarn. Ungarische Bibliothek Nr. 28, Berlin 1942.